

Wirtschaft der Woche

Wie lange kann Italien wirtschaftliche Sanktionen aushalten? — Holland erläßt Ausfuhrverbot für Benzin — Griechenland verbietet Lebensmittelzufuhr — Schiffahrt befürchtet Dardanellenschließung — Suezkanalfrage noch offen — Deutschland weiter bei der Sicherung seiner Lebensgrundlagen

Der Völkerverbundrat hat die italienische Regierung als Angreifer im Sinne des Artikels 12 des Völkerverbundpakt erklärt, und folgerichtig beschließt sich die Völkerverbundversammlung jetzt mit den Sanktionen, d. h. Strafmaßnahmen, die nunmehr auf Grund des Artikels 16 den Mitgliedsstaaten empfohlen werden sollen. Man weiß, daß England, die treibende Kraft in der Sanktionspolitik gegen Italien, zunächst nur auf wirtschaftliche und finanzielle Sanktionen drängt. Es ist daran gedacht, die Einfuhr italienischer Waren zu boykottieren und die Lieferung gewisser für die Kriegsindustrie wichtiger Güter an Italien zu unterbinden. Das Letztere wird wahrscheinlich diejenige Maßregel sein, die Italien am schwersten trifft und von der man sich eine Lähmung des Kriegswillens verspricht.

Es ist zu bedenken, daß die italienische Wirtschaft sehr stark industrialisiert ist und daß der Bezug gewisser im Lande nicht erzeugter Rohstoffe für sie und damit für die ganze italienische Wirtschaft eine Lebensfrage ist. Daß die Umstellung der Industrie auf den Kriegsbedarf die Einfuhrnotwendigkeit noch gesteigert hat, zeigt die Handelsstatistik. Die gesamte Einfuhr hat in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 14,019 Millionen Tonnen gegenüber 12,291 Millionen Tonnen in der gleichen Vorjahreszeit betragen, d. h. sie ist um 1,727 Millionen Tonnen oder etwa 14 Prozent gestiegen. Eine Untersuchung der einzelnen Einfuhrpositionen erweist dabei ganz deutlich, daß an der Zunahme vor allem die kriegswirtschaftlich wichtigen Rohstoffe und Erzeugnisse beteiligt sind, während bei anderen Waren eine Verminderung eingetreten ist. Sicherlich hat Italien in Voraussicht der kommenden Möglichkeiten in den letzten Monaten eine starke Vorratswirtschaft betrieben. Sie kann aber angesichts der gesteigerten Tätigkeit der Kriegsindustrie nicht übermäßig große Lagerbestände hinterlassen haben, sodaß sehr rasch ein Mangel an wichtigen Materialien, z. B. Treibstoffen, eintreten muß, wenn eine Lieferperre verfügt und einigermaßen wirksam durchgeführt wird. Italien kann sich allenfalls für einige wenige Monate helfen, länger nicht.

Die zu erwartenden Völkerverbundsbeschlüsse machen sich übrigens schon bemerkbar. Die niederländische Erste Kammer hat die Regierung ermächtigt, zur Förderung der internationalen Zusammenarbeit im Dienste des Friedens oder zum Schutze eigener lebenswichtiger Interessen in Zeiten internationaler Spannung Ausfuhrverbote für bestimmte Waren zu erlassen. Davon hat die Regierung sofort Gebrauch gemacht, indem sie die Ausfuhr von Benzin mit Wirkung vom 10. Oktober ab verboten hat.

Eine indirekte handelspolitische Wirkung hat die Spannung, die im Mittelmeer herrscht, in Griechenland ausgelöst. Dort hat die Regierung in Anbetracht der drohenden Kriegsgefahr die Ausfuhr von Käse, Butter, Kartoffeln, Schlachttieren, Hülsenfrüchten, Fischen und anderen Lebensmitteln verboten, da sie bei einer etwaigen Behinderung des Seetransports eine Beeinträchtigung der griechischen Lebensmittelversorgung befürchtet.

Auch sonst wird die Mittelmeerregion wirtschaftlich schon recht stark in Mitleidenenschaft gezogen. So ist in dem rumänischen Schwarzmeerhafen Konstanza seit Tagen kein einziges ausländisches Schiff mehr eingelaufen, und zwar, wie man annimmt, weil die ausländischen Schiffahrtsgesellschaften in absehbarer Zeit mit einer Schließung der Dardanellen rechnen, die ihren ins Schwarze Meer ausgelaufenen Schiffen dann die Rückkehr versperren würde.

Die immer wieder zur Diskussion gestellte Schließung des Suezkanals für italienische Kriegstransporte scheint im Augenblick dagegen nicht aktuell zu sein. In Paris hat kürzlich der Verwaltungsrat der Kanalgesellschaft getagt und hat sich — daran ist trotz des offiziellen Dementis nicht zu zweifeln — mit dieser Frage und auch mit einer englischen Anregung, die Kanalgebühren für militärische Transporte auf das Dreifache zu erhöhen, beschäftigt. Ein Beschluß in diesem Sinne ist aber nicht zustande gekommen, und es wird versichert, der Kanal werde nach wie vor für alle Schiffe offen gehalten. Die letzte Entscheidung wird, wenn es ernst werden sollte, aber natürlich nicht in dem wirtschaftlichen Gremium einer Aktiengesellschaft fallen, sondern an den Stellen, die die Politik machen.

In dieser Zeit, in der die Welt Möglichkeiten erörtert, die erneut von den schwersten Folgen für den wirtschaftlichen Gesamtorganismus sein müssen, baut Deutschland unbefriedet und nur auf seine eigene Kraft vertrauend, an der Sicherung seiner wirtschaftlichen Lebensgrundlagen weiter. Das Erntedankfest auf dem Bückberg war ein großes Bekenntnis zur Ernährungspolitik der Regierung, und ein Bekenntnis des Nährstandes zu ihr. Dabei ist man sich auf allen Seiten der Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, voll bewußt, und es geschieht sicherlich nicht ohne Absicht, daß der Führer in diesen Tagen gelegentlich der Eröffnung des Winterhilfswerkes mit einem Satz auch die Annahme zurückwies, als könne Deutschland in der Frage der Preise und Löhne eine Politik treiben, die die Entwicklung bei uns vollkommen von der in der Welt abhängig macht. Es bestehen hier Gleichmäßigkeiten, gegen die auch wir nicht ankommen können. Der ehemalige Preis-Kommissar, Oberbürgermeister Dr. Goerdeler, hat in einer Veröffentlichung soeben gegenüber denen, die alles von einer willkürlichen planwirtschaftlichen Regelung erhoffen, sehr nachdrückliche Worte für das freie Spiel der Kräfte gefunden, von jenem Geseh von Angebot und Nachfrage, das man nicht durch eine bürokratische Verwaltungsapparatur ersetzen könne. Der Staat habe nur die Aufgabe, Ordnung in diesen natürlichen Ablauf einzufügen. Daß er das weiter

mit Erfolg tut, zeigt auch der neueste Ausweis der Arbeitslosenstatistik. Die Zahl der Beschäftigten hat sich fast gehalten. Nur 7000 Arbeitslose mehr hat der September gebracht, eine natürliche Folge der jahreszeitlich bedingten Verminderung gewisser Beschäftigungsangelegenheiten. In der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit steht Deutschland unter allen Ländern der Erde immer noch an der Spitze. Die unnötige Sorge, die manche Bevölkerungsteile in letzter Zeit hinsichtlich der Versorgung mit Butter und Schweinefleisch heftig, ist unbegründet. Das Institut für Konjunkturforschung stellt in seinem letzten Wochenbericht die Zahlen für die Versorgungslage zusammen, aus denen sich ergibt, daß die Verknappung im wesentlichen aus einer steigenden Nachfrage zu erklären ist. In absehbarer Zeit wird sowohl bei der Butter wie beim Schweinefleisch auf Grund der Vorrats- und Erzeugungslage mit einer Ueberminderung der derzeitigen Schwierigkeiten mit Sicherheit gerechnet werden können.

Verbraucher, bitte nicht nervös?

Einkaufsdizziplin

überwindet jede Butter- und Fleischknappheit

Reichsminister Dr. Göbbels hat sich auf dem Thingplatz bei Halle vor 150 000 deutschen Volksgenossen mit der stimmungsmäßigen Beunruhigung auseinandergesetzt, die zur Zeit infolge einer vorübergehenden Verknappung an gewissen Lebensmitteln in verschiedenen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes herrscht. Wenn man denen glauben wollte, die überall geheimnisvoll herumwispeln, dann wäre es aus mit dem Schweinefleischessen, mit dem Schmalz- und Butterausstrich aufs tägliche Brot. Daß das sinnlose Uebertriebungen einer augenblicklichen Verknappung an diesen Nahrungsmitteln sind, das müßte eigentlich jeder zugeben, der schließlich das eine wie das andere ja immer noch erhält. Dr. Göbbels hat, ebenso wie der Reichsernährungsminister Darré es vor einigen Wochen schon tat, unumwunden zugegeben, daß eine etwas schlechtere Versorgung des Marktes mit Schweinefleisch, Schmalz und Butter zur Zeit besteht. Das ist zum Teil eine Folge der schlechten Ernte an Futtermitteln, die die Witterung des vergangenen Jahres brachte, zum Teil die Wirkung unserer durch die handelspolitische Lage der Welt verursachten Devisenknappheit. Beides Tatsachen, „höherer Gewalt“, für die keine Regierung verantwortlich zu machen ist.

Was gefragt werden muß, ist, von welchen Gesichtspunkten die Entscheidungen der Regierung, die diesen Tatsachen gegenüber zu treffen sind, geleitet werden müssen. Wir wissen, daß die Leitung des Reichsernährungsstandes seit geraumer Zeit die Parole der „Erzeugungsschlacht“ ausgegeben hat, daß sie also mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf die Bauern einwirkt, im Rahmen der natürlich gegebenen Möglichkeiten die Erträge des deutschen Bodens zu steigern. Er ist begrenzt, und wir können nicht neues Land anbauen, wenn man absieht von dem mit erfreulichem Erfolg eingeleiteten Bemühungen, Oedland zu kultivieren und dem Meere neues Land abzurufen, wie es jüngst erst mit dem Adolf Hitler-Koog gelang. Darüber hinaus aber ist es durchaus möglich, durch verbesserte technische Methoden der Landbestellung, durch zweckmäßigere Planung der landwirtschaftlichen Erzeugung unsere Ernährungsgrundlage zu verbreitern. Das geschieht, und in den lebenswichtigen Nahrungsmitteln ist sie heute gesichert. Man braucht beispielsweise nur die soeben vom Statistischen Reichsamte veröffentlichte Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Ernterträge, auf den Hektar berechnet, durchzusehen, um zu erkennen, daß der Hektarertrag seit Kriegsende, von den vorübergehenden durch Witterungseinflüsse verursachten Schwankungen abgesehen, beständig ansteigt und heute bereits wieder über der Vorkriegeshöhe liegt.

Daß wir von ausländischen Zufuhren vollkommen unabhängig werden könnten, ist vor der Hand nicht anzunehmen. Hier aber ergeben sich die Schwierigkeiten aus der Verknappung unserer Devisen. Sie ist durch autonome Maßnahmen Deutschlands nicht zu beseitigen. Gewiß hilft die Reduktion der Exportfreudigkeit bei der deutschen Industrie und die organisierte Exportförderung, aber die zu lösende Frage ist, so wie die Dinge liegen, mehr eine solche der Planung und der Verteilung der Devisenerträge. Wollte man sie in erster Linie nur für den Ankauf solcher Lebensmittel im Auslande verwenden, die vorübergehend aus der deutschen Erzeugung nicht so reichlich anfallen, wie wir das, gewöhnt an einen recht hohen Lebensstandard des Volkes, erwarten zu können glauben, so würden sie fehlen beim Einkauf von Rohstoffen für die industrielle Verarbeitung. Ihr Beschaffung ist aber lebenswichtig dafür, daß die Geißel der Arbeitslosigkeit verschwindet und möglichst viele Deutsche Menschen Beschäftigung und Lohn finden. Dr. Göbbels hat mit Recht auf diese handelspolitische Alternative hingewiesen, und es kann gar kein Zweifel darüber sein, nach welcher Seite die Regierung sich entscheiden mußte. Was würden volle Butter- und Fleischränder praktisch für einen Wert haben, wenn Millionen von Volksgenossen ohne Beschäftigung und Lohn sich damit begnügen müßten, die aufgestapelten Schätze durch die Schaufensterscheiben zu bewundern.

Wir leben zur Zeit nicht im Ueberfluß. Das ist zuzugeben. Aber weil das so ist, muß zur richtigen handelspolitischen Wahl Vernunft und Einkaufsdizziplin beim Verbraucher treten. Auch was knapp ist, ist immer noch in ausreichenden Mengen vorhanden, wenn jeder sich damit begnügt, das zu kaufen, was er wirklich nötig hat, und wenn jeder darauf verzichtet, eine die Volksgemeinschaft schädigende Vorratswirtschaft durch Hamsterei zu betreiben, die in einigen Wochen überdies wenn die jahreszeitlichen Hemmungen überwunden sein werden, sich als höchst überflüssig und unklug erweisen wird. Schon machen sich jene Parasiten, die aus der krankhaften Hamsterei Gewinn ziehen wollen, die Torheit der Verbraucher zunutze. Der „Schwarzhandel“ fängt wieder an. Er kann hier und da, wo er unvorsichtigerweise sich verrät, durch die Behörden gefaßt und unkluglich

gemacht werden, auszurotten und schon im Entstehen zu ersticken ist er nur, wenn ihm keine „schwarze Nachfrage“ gegenübertritt. Es wird nirgends dem Volke ein Opfer zugemutet, nirgends eine Entbehrung, denn es besteht, ins Ganze gesehen, kein Mangel. Wo er örtlich und zeitlich auftritt, ist er nur die Folge unüberlegter Angstkäufe Einzelner, die damit die übrigen Volksgenossen schädigen. Auch ernährungswirtschaftlich sitzen wir alle in einem Schiff, und keiner kann den Anspruch erheben dürfen, aus kleinlicher Eigenliebe aussteigen zu wollen. Disziplin und Gemeinschaftsgefühl sind das Einzige, was erforderlich ist. Es sollte heute für jeden selbstverständlicher sein denn je.

Ein Schuhband milderer Sorte

Von Martin Kircheis

Die Geschäfte der Rue de Rivoli gingen zur Ruhe.

Monsieur Toussaint, Juwelier und Hoflieferant der Königin von Rumänien, zog seine Hauschuhe aus und schlüpfte in seine schwarzen Halbhuhe. Jedoch dabei riß ihm der Schnürsenkel des rechten Schuhs, und wäre das nicht geschehen, so hätte es sich überhaupt nicht gelohnt, diese Geschichte aufzuschreiben. Der Lefer wird später noch sehen, wie und warum.

Monsieur Toussaint stieg ein wenig parlamentarischer Schimpfwort aus und ärgerte sich über den Kerl von Hausierer, der ihm dieses Schnürband gerade heute nachmittag aufgedreht hatte. In dieser Beschäftigung des Sichärgerns wurde er aber unterbrochen. Es klopfte jemand auf das Metallschloß, das vor der Scheibe des Ladeneinganges angebracht war.

„Was ist los?“ fragte Monsieur Toussaint vom Hinterzimmer aus.

„Schnell, öffnen Sie, Monsieur!“

„Ich denke gar nicht daran! Mein Laden ist geschlossen; wenn Sie etwas kaufen wollen, müssen Sie morgen wieder kommen.“

„Am Himmelswillen, öffnen Sie“, klagte die Stimme von draußen, „es ist etwas Entsetzliches geschehen, Ihre Gattin —“

„Was ist mit meiner Frau?“

„Ein Unfall, Monsieur!“

Monsieur Toussaint lief mit ein paar Schritten zum Ladeneingang und schloß zitternd auf.

Ein Unbekannter trat in den Laden — oder nein, war ihm der Mann nicht doch irgendwie bekannt? Aber Monsieur Toussaint war das augenblicklich völlig gleichgültig. Lebend fragte er den Mann:

„Meine Frau ist verunglückt? Sprechen Sie! Ich beschwöre Sie!“

Der andere grinste breit und ironisch und schloß ein Auge. Mit dem anderen halbgeöffneten Auge blinzelte er Monsieur Toussaint unverwandt an.

Dieser begriff absolut nicht.

„Was ist geschehen? Sprechen Sie doch!“

„Nun erst öffnete der Mann den Mund.“

„Was geschehen ist? Sie sind reingefallen, weiter nichts.“

Sprachlos starrte Monsieur Toussaint den seltsamen Gast an, der sich blitzschnell umwandte und die Ladentür abschloß, dann in die Tasche griff und ein kleines, funkelndes Etwas hervorzog.

„Hände hoch!“ sagte er freundlich.

Monsieur Toussaint warf die Hände in die Luft.

„Sie sehen auch wie der griechische Adorant im Vatikanmuseum“, scherzte der Eindringling. „Stellen Sie sich in die Ecke dort!“

Monsieur Toussaint gehorchte.

„Mein Name ist übrigens Felix, falls Sie das interessiert.“

„Was wollen Sie?“ knirschte Toussaint.

„Gaha, was ich hier will? Was will man wohl, wenn man in ein Juwelengeschäft nach Geschäftsfluß eindringt! Nun, man wird mit dem Besitzer Geknacktschokolade einstudieren wollen, hihi!“

Felix zog einen Kasten auf, immer mit drohendem Revolver, und stieß einen entzündeten Pfiff aus. In dem Kasten lagen etwa vierzig Brillantringe.

Monsieur Toussaint erbleichte. Felix strich mit der Hand durch den Kasten und hob sie dann, gefüllt mit einem Vermögen, wieder in die Höhe. Schmunzelnd ließ er den Kasten in seine Tasche gleiten. Es folgten ein paar Perlenketten, zwei Diamantgraffiken, siebzehn Krawattennadeln.

Monsieur Toussaint sah mit hellem Entsetzen zu, wie er zum armen Mann gemacht wurde.

Nun war aber Monsieur Toussaint im gewöhnlichen Leben ein Mann der kühlen Ueberlegung. Der freche Ueberfall hatte ihm für einen Augenblick die Besinnung geraubt, langsam jedoch begann er sich zu sammeln. „Sie kommen mir bekannt vor, Monsieur Felix“, sagte er.

„Wirklich? Nun, ich war heute Nachmittag hier und habe Ihnen, als Hausierer aufgemacht, ein paar Schnürsenkel verkauft. Um ein bißchen zu spionieren.“

„Sie waren das?“ schrie Monsieur Toussaint und sah auf seinen rechten Schuh, der noch immer nicht zugebunden war, aus dem einfachen Grunde, weil der Schnürsenkel noch immer zerrissen war. Sah auf den Schuh! Und siehe: Ihm kam ein ausgezeichneter Gedanke.

Er blähte sich vorsichtig um.

Hm.

Da war der Lichtschalter.

Da stand der Ofenschirm.

Da war die Tür.

Da, an seinem Bein, sah der nicht zugebundene schwarze Halbshuh.

Monsieur Toussaint frohlockte. Da war die Tür! Und mehr als das! Der Schlüssel steckte noch im Schlüsselloch! Es kam also nur auf die Fixigkeit an.

Und Monsieur Toussaint bewies, daß er ein heller Kopf war.

Es tat einen lauten Krach.

Der Einbrecher fuhr verblüfft herum.

Was war geschehen?

Monsieur Toussaint hatte das Bein gehoben und dem Ofenschirm einen kräftigen Tritt versetzt.

Der Ofenschirm war vor den Ofen gefallen, und so war der Lärm entstanden.

Felix — und das war der Zweck des Wanders, war erschreckt worden und hatte einen Augenblick seine Aufmerksamkeit von Monsieur Toussaint abgelenkt.

Diesen Augenblick benutzte Monsieur Toussaint. Wie eine Rahe sprang er auf den Tischschalter zu und knipste das Licht aus.

Der Laden war plötzlich in ein vollkommenes Dunkel gehüllt.

Monsieur Toussaint bückte sich zu Boden, um mit den Revolverkugeln des Eindringers nicht in zu nahe Berührung zu kommen.

Felix saugte hörbar vor Mut.

„Schweinehund!“, schimpfte er, „Das sollst du mir büßen!“

Monsieur Toussaint seigte.

Wütend gab es einen neuen Krach.

Felix zögerte nicht. Er schoß sofort in der neuen Richtung, wo er den Lärm gehört hatte.

Schoß zweimal. Dreimal.

Frohlockte. Denn Monsieur Toussaint mußte nach seiner Berechnung nunmehr eine Leiche sein.

Er frohlockte aber nicht lange.

Denn plötzlich hörte er, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde, und ehe er sich nur von seinem Erstaunen erholen konnte, war die Tür geöffnet, wieder geschlossen, und zwar von außen, mit dem Schlüssel, geschlossen worden.

Felix stand mit offenem Munde.

Dann knipste er das Licht an.

Sah sich um.

Monsieur Toussaint lag nicht als Leiche auf dem Boden.

Monsieur Toussaint war überhaupt nicht mehr im Laden.

Monsieur Toussaint hatte bewiesen, daß er einer der gefürchtetsten Söldner Frankreichs war.

Felix ging nach der Ecke, in die er dreimal geschossen hatte! Er hatte doch deutlich gehört, wie Monsieur Toussaint hier mit dem Fuß gegen etwas gestoßen war! Er sah sich suchend um, und da fand er die Bescherung.

In der Ecke lag ein Schuh.

Ein schwarzer Halbschuh.

Mit einem zerrissenen Schnürsenkel.

Von drei Kugeln durchbohrt.

Melancholisch hob Felix den Schuh und starrte durch die Schuhöffnungen.

Fünf Minuten später hielt draußen ein Auto.

Zwanzig Polizisten stiegen aus.

Zwanzig Polizisten drangen in den Laden.

Aber so viel wären gar nicht nötig gewesen, denn Felix ließ sich ohne weiteres verhaften, da er ein sah, daß jeder Widerstand doch nutzlos war.

Monsieur Toussaint aber, der nur mit einem Schuh bekleidet war, konnte sich nicht verneigen, dem Häftling noch eine kleine Ansprache zu halten. Und die lautete so:

„Wenn Sie mir mal wieder Schnürsenkel verkaufen, dann verkaufen Sie mir eine bessere Qualität. Ja? Dann können Sie auch nicht noch mal so reinsteigen. Dadurch, daß das Schuhband zerriss, hatte ich die Möglichkeit, meinen Schuh schnell ausziehen zu können. Dadurch, daß ich den Schuh schnell ausziehen konnte, hatte ich die Möglichkeit, ihn in die Ecke zu werfen. Dadurch habe ich Sie irreführt, und nur dadurch konnte ich entweichen. Man sagt wohl, daß Verbrecher an Kleinigkeiten scheitern. Sie, Monsieur, sind über einen Schnürsenkel gestolpert. Mich hat die ganze Sache nichts gelöst außer der Erklärung, die ich mir zugezogen habe. Denn sehen Sie, man läuft nicht, nur mit einem Schuh bekleidet, durch die halbe Rue de Rivoli, ohne sich einen Schnupfen zu holen.“

Er grinste Felix freundschaftlich an. Felix stand wortlos, mit erhobenen Armen.

Und Monsieur Toussaint sagte wohlwollend:

„Hebtigen, wissen Sie, wie Sie aussehen? Wie der griechische Adorant im Vatikanmuseum...“

Anekdoten um Bismarck

Moltkes Feldherrnblid

Als Bismarck während der Schlacht in der bösesten Stunde mit Moltke zusammentraf, hielt er dem Schlachtenführer seine Zigarettenstange hin, in der sich nur noch zwei Exemplare vorfanden.

Moltke griff zu und wählte mit Feldherrnblid die bessere. „Ich schloß hieraus“, erzählte Bismarck, „daß unsere Ausichten keineswegs schlecht sein konnten.“

Eine große Sehnsucht

Roman von Marie Blank-Eismann.

Rachdruck verboten

Regina zögerte mit der Antwort und starrte noch immer auf den vergilbten Umschlag nieder.

Ihre Gedanken hefteten sich. Sollte der Einsiedler diesen Brief oft gelesen haben und ihn deshalb nicht in das verschlossene Kästchen gelegt, das man ihm auf seinen besondern Wunsch mit in das Grab gegeben hatte? Oder stammte dieser Brief nicht von Sabine Overhof?

Die Regina die rechte Antwort für Carlotta fand, wurde diese durch einen Diener abgerufen, denn Fräulein Carlottas waren zu Besuch gekommen.

Vom Patio her hörte man das lustige Plaudern und Lachen der jungen Mädchen.

Darüber vergaß Carlotta ihren Hund und eilte hastig aus dem Zimmer, das sich Henrique Bocalho nach deutschem Muster hatte einrichten lassen. Es war ein vornehmes Herrenzimmer mit großen Bücherregalen, wie es sonst in den südamerikanischen Häusern nirgends zu finden ist, da man in diesem Lande wenig Wert auf die Innenausstattung der Wohnräume legt.

Regina war froh, als sie endlich allein war.

Eine Weile stand sie noch regungslos und lauschte auf die Stimmen der jungen Mädchen. Doch als sie sich davon überzeugt hatte, daß Carlotta von den Fräulein in ein eifriges Gespräch vertieft worden war, ließ sie sich in einen Stuhl fallen und zog mit zitternden Händen den schmalen, vergilbten Bogen aus dem Umschlag.

Erregt hefteten ihre Augen über die Zeilen.

„Liebster, geliebter Ferdinand!“

Es ist umsonst, alles umsonst, meinen Vater umzustimmen, damit er mich Dir zur Frau gibt. Seine Forderungen, daß Dein Bruder, der Majorats Herr, als Brautwerber in unser Haus kommt und die Hochzeit auf

Der 68. Hammelbraten

Es ist bekannt, daß die Franzosen gern Hammelbraten essen. Im Jahre 1870/71 bekamen denn auch unsere Soldaten mehr Hammel zu essen, als ihnen lieb war. Eines Tages besuchte der Flügeladjutant Graf Lehndorff den Hauptmann von Strang auf Vorposten vor Paris. Der Graf fragte ihn, wie es ihm gehe. „Sehr gut“, war die Antwort, „ich komme soeben von einer Mahlzeit, wo ich den siebenundsechzigsten Hammelbraten verzehrt habe.“

Der Graf lachte und erzählte die Anekdote bei Tisch Bismarck. Die Folge war, daß sich anderen Tages ein Schuhmann bei dem Hauptmann von Strang als Ueberbringer folgender Bestellung meldete: „Da Seine Exzellenz, der Herr Bundeskanzler Graf Bismarck, in Erfahrung gebracht haben, daß der Herr Hauptmann von Strang heute wohl beim achtundsechzigsten Hammelbraten angelangt sein wird, so übersendet er hierbei vier Enten zur Abwechslung.“

Ja, wenn man Landgraf wäre!

In Versailles sagte Bismarck Anfang Dezember 1870, als man auf die Friedensverhandlungen und die Kapitulation von Paris zu sprechen kam: „Ich wollte sie schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: Ihr zwei Millionen Menschen seid mir verantwortlich mit euren Leibern. Ich lasse euch noch 24 Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal 24 Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber der König, der Kronprinz, die Damen, die ihre sentimentalen Ansichten aufbringen!“

„Ich wollte schon fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann... Ja, wenn man Landgraf wäre! Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.“



Weltbild (M).

Die Anstichplatte des Winterhilfswerks

für den Monat Oktober zeigt oben ein Wikinger-Schiff und unten ein Segelschiff, von der Seite gesehen.

Bismarck reitet nach Paris hinein

Bismarck war von den Franzosen gefaßt. Man fürchtete deshalb für ihn, wenn er sich bei dem Einzug der Deutschen in Paris beteiligte. Er ließ es sich aber nicht nehmen, in die Stadt hineinzugehen.

Am Nachmittag des 1. März 1871 ritt er gemächlichen Schrittes in seiner bekannten Kürassieruniform die Straße entlang. „Die Leute am Tor“, so erzählt er selbst, „mühten mich erlaunt haben und blickten mich finster und drohend an. Ich kannte aber meine Leute. So ritt ich auf einen zu, der besonders trotzig und verwegen ausah, zog eine Zigarre heraus und bat 'hu höflich um Feuer. Sogleich gab er mir seine kurze Tonpfeife

und zwar mit der verbindlichsten Miene. Gelassen meine Zigarre rauchend, ritt ich bis zum Triumphbogen und dann wieder zurück.“

Von einer anderen Begegnung, die Bismarck mit einem Franzosen bei der Revue von Longchamps hatte, wissen wir aus einer Erzählung des Grafen Beust. Bismarck war mit den deutschen Truppen eingeritten. Da trat ein Bismarckmann an ihn heran mit den Worten: „Les une fameuse canaille“ (zu deutsch etwa: „Du bist ein bekannter Lump“). — „Ich konnte ihn“, sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Mut des Menschen gefiel mir.“

Ein Stuttgarter „Fahrplan“ aus dem Jahre 1800

Auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof kommen täglich etwa 300 Eisenbahnzüge an und ebenso viele verlassen täglich die Bahnsteige. Aus diesem Großstadverkehr heraus und noch mehr — überhaupt aus dem Zeitalter des immer wachsenden und beschleunigten Verkehrs ist die Vorstellung schwer, wie langsam und begrenzt die Beförderungsmöglichkeiten für unsere Vorfahren gewesen sind, die um die Wende des 18. Jahrhunderts lebten. Damals, als es noch keine Eisenbahnen, keine Autos und keine Flugzeuge gab. Personen, Güter und Briefe wurden mit der Post befördert, die auch ihre Fahrpläne hatte, zu denen aber häufig bemerkt wurde, daß „bei gar üblem Weg und großem Wasser oft sämtliche Posten eine, auch mehrere Stunden später ankommen und demnach um so viel später abgehen“. Der „Herzoglich-Württembergische verbesserte Schreib-Kalender auf das Jahr 1800, mit herzoglich gnädigstem Privilegio in Stuttgart gedruckt und zu finden bei C. F. Cotta, Hof- und Kanzleibuchdrucker“, enthält einen solchen Fahrplan, der als „Verzeichnis der Kaiserlichen-Reichs ordinären fahrenden Posten, wie sie in der Herzoglichen Residenz-Stadt Stuttgart abgehen und ankommen“, dem reisefreudigen Publikum folgende Auskünfte gibt:

1. Gehen ab: Sonntags morgens um 6 Uhr. Nach Schorndorf, Gmünd, Alen, Ellwangen, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Anspach, Kloster Heilsbrunn, K ü r n b e r g, Erlangen, Batreuth, Hof, Bamberg, Koburg, Saalfeld, Gera, V e i p z i g, Jena, Naumburg, Merseburg, Halle, Magdeburg, Berlin, Jilburgshausen, Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Braunshweig, Bremen, Hamburg, Lübeck etc.

Item nach Heidenheim, Giengen, Dillingen, Augsburg, München etc.

Kommen an: Montags mittags.

2. Gehen ab: Sonntags vormittags 10 Uhr. Nach Ludwigsburg, Heilsbrunn, Singheim, Heidelberg und Frankfurt. Item nach Mannheim.

Kommen an: Montags abends.

3. Gehen ab: Dienstags morgens um 6 Uhr. Nach Pforzheim, Durlach, Straßburg, Freiburg, Basel, Genf, Lyon.

Kommen an: Samstags nachts.

4. Gehen ab: Dienstags morgens um 7 Uhr. Nach Ludwigsburg, Heilsbrunn etc. wie am Sonntag. Item nach Mannheim.

Kommen an: Samstags nachts.

5. Gehen ab: Donnerstags morgens um 6 Uhr. Nach Schorndorf, Gmünd etc., wie am Sonntag.

Kommen an: Freitags vormittags.

6. Gehen ab: Donnerstags vormittags um 7 Uhr. Nach Eßlingen, Balingen, Göppingen, Geislingen, Ulm, Memmingen, Leutkirch, Wangen, Lindau. Item Gänzburg, Augsburg, München und ganz Bayern.

Kommen an: Freitags vormittags.

7. Gehen ab: Donnerstags vormittags um 10 Uhr. Nach Waldenbuch, Tübingen, Schaffhausen.

Kommen an: Donnerstags nachts.

8. Gehen ab: Freitags vormittags. Nach Durlach, Rastatt, Offenburg, Straßburg, Freiburg, Basel, Bern, Genf, Lyon etc.

Bruchsal, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Köln und alle die Orte, wie am Dienstag.

Kommen an: Mittwoch nachts.

Nach Heilsbrunn konnte man also zweimal in der Woche reisen (Sonntags und Dienstags), nach Ulm und Tübingen nur je einmal (Donnerstags)! Dr. A.

Humor und Lachen

Eine Anekdote... Mit einem Rad hält der Zug, wett jemand die Notbremse gezogen hat. Der Zugführer reant durch alle Wagen um festzustellen, wo kommt er zu einem Abteil, wo ganz allein Tante Anna aus Rungendorf drinsitzt. Plötzlich sie verhämt: „Ach, Herr Zugführer, ich habe die Notbremse gezogen. Ich fürchte mich nämlich so, wenn ich so lange ganz allein bin.“

auf dem Schlosse weiß, wie eine Gefangene. Aber ich werde doch einen Boten finden, der Dir diese Nachricht überbringen soll und meine Liebe zu Dir, meine große, heiße, unermeßliche Liebe wird die Kraft haben, die Türen und Tore zu sprengen, damit ich zu Dir kommen kann. Nur bei Dir und mit Dir werde ich weiterleben können, sonst bin ich zu Tode betrübt und werde sterben, wenn die Flucht mißglücken sollte. Aber ich hoffe darauf, daß, bald an Deine Seite in die weite Welt hinausfahren zu können und in einem stillen Erdwinkel nur unserem Glück zu leben. Ich habe Dich lieb, Ferdinand! Ich komme zu Dir! Morgen um Mitternacht sollst Du mich erwarten.

Deine Dir bis in den Tod getreue Sabine.

Lange sah Regina regungslos und schaute auf die zitternden Schriftzüge nieder, die wohl einst in fliegender Hast geschrieben worden waren.

Dann aber blickte sie auf und ein hoffnungsfrohes Leuchten war in ihren Augen. Unwillkürlich presste sie den Brief fest an sich.

„Der Beweis! Ja, endlich habe ich einen Beweis dafür, daß der Haß meines Vaters gegen Ferdinand von Falkenberg unbegründet ist. Er muß diesen letzten Brief seiner Schwester lesen, um zu erkennen, daß Ferdinand von Falkenberg an deen Tode Sabines schuldlos gewesen ist. Der eigene Vater hat sein Kind in den Tod getrieben. Deshalb darf mein Vater nun keine Vergeltung für den Tod Sabines fordern.“

Wie aber sollte sie ihren Vater von diesem Brief in Kenntnis setzen?

Heimreisen und ihm selbst das letzte Schreiben seiner Schwester bringen! Dabei sein, wenn er diese Zeilen lesen würde.

Sah tauchte dieser Gedanke in Regina auf. Pläne entstanden. Locken. Heimreisen nach Ansheim. Wieder auf dem Overhof zu Hause sein. Die Mutter wiedersehen. Sich zum Anwalt der Falkenbergs zu machen und alles versuchen, den entsehligen Haß zu mildern.

(Fortsetzung folgt.)